

(10. Fortsetzung.)

Ihr stimmte es vor den Augen, sie rang nach Athem, sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe und benützte einen unbeobachteten Augenblick, um in ein Nebenzimmer zu entweichen, in dem sich niemand befand und wo die kühle Nachtluft durch das geöffnete Fenster hereinströmte.

Auf einen Sessel sank sie nieder und bedeckte die brennenden, schmerzenden Augen mit den Händen. Hastig athmete sie — sie hätte weinen mögen, der Glanz, die Pracht, der Reichtum ekelte sie an und mit schmerzlicher Sehnsucht gedachte sie der stillen, warmtraurigen Heimath und des traurig-ernsten Gesichtes Paul Wenders, das sie heute Abend am Ausgang des Theaters so vorwurfsvoll angeblickt hatte.

Blötzlich hörte sie ihren Namen mit leiser, inniger Stimme sprechen. Sie ließ die Hände sinken, blickte auf und sah in das Antlitz des Herrn Mangel.

„Was wollen Sie von mir? — Verlassen Sie mich!“ rief sie emporspringend und die Arme abwehrend gegen ihn ausstreckend. Er lächelte ein wenig und sagte dann mit angenehmer Traurigkeit: „Weshalb behandeln Sie mich so schlecht, Fräulein Anna? Ich meine es doch so gut mit Ihnen.“

„Ich hasse Sie — ich verachte Sie.“ „Seien Sie vernünftig, Anna. Ich bitte Sie, hören Sie mich an.“ Sein Wesen, seine Stimme waren gegen früher verändert. Er stand als Wiltender vor ihr und machte keine Miene, sich ihr zu nähern.

„Was hätten Sie mir noch zu sagen?“ fragte sie milder. „Dah ich Sie liebe, Anna“, stieß er leidenschaftlich hervor, „dah ich ohne Ihnen Vieles nicht leben kann.“

„Wozu diese Komödie?“ fragte sie kalt. „Sie wissen, dah ich Ihnen nicht glaube, Sie wissen, dah ich Ihre Anträge verachte. Eine Verbindung zwischen uns ist doch undenkbar.“

„Aber Anna, ich spreche jetzt in vollem Ernst — achten Sie doch auf meine Worte. Sie wissen, dah ich reich, dah ich der einzige Erbe meiner Mutter bin, und dah ich nach dem Tode meiner Mutter vollkommen frei bin, zu thun, was ich will.“

„So will ich deutlicher sprechen. Wenn Sie mich erhören, dann gebe ich Ihnen mein Wort, dah ich Sie, sowie ich mein eigener Herr bin, zu meiner Frau mache.“

halten werde — ich will mich schriftlich verpflichten — nur gestatten Sie, dah ich Sie liebe.“ Sie versuchte, ihm ihre Hand zu entziehen, die er fest an sein wild pochendes Herz presste.

„Ich kann es nicht, Herr Mangel — lassen Sie mich!“ „Ich muß Sie besitzen!“ rief Mangel, dessen Sinne durch den reichlich genossenen Wein erhitzt waren.

Er wollte sie mit Gewalt in seine Arme ziehen, um sie zu küssen. Sie wehrte sich. „Lassen Sie mich“, leuchtete sie, „oder ich rufe nach Hilfe.“

„Rufe nur“, flüsterte er mit heiserer Stimme und suchte ihre Wangen zu berühren. Mit Gewalt stieß sie ihn zurück und rief laut um Hilfe — da öffnete sich rasch die Thür, die Portiere ward heftig zurückgestoßen, Doktor Winkelmann trat ein und Anna flog auf ihn zu, fiel vor ihm nieder, streckte die Hände zu ihm empor und rief: „Retten Sie mich — und sant besinnungslos nieder.“

Doktor Winkelmann sah mit ruhigem, eigenthümlichen spöttischen Lächeln auf den belend vor Zorn dastehenden Mangel. „Eine sonderbare Scene“, sprach er ruhig und fest.

„Was wollen Sie hier? — Weshalb hören Sie uns?“ rief Mangel wütend und streckte Winkelmann die geballten Fäuste entgegen. Doktor Winkelmann richtete seine trügliche, geschmeidige Gestalt empor und blickte den Tobenden kalt und drohend an.

„Ich rathe Ihnen, Herr Mangel, Ihre Unverschämtheit nicht auf die Spitze zu treiben. Es giebt noch Mittel, solche Burschen, wie Sie, im Zaume zu halten.“ Mit raschem Griff hatte er eine schwere Reitpeitsche erfaßt, welche auf einem Rehentisch lag, und trat dicht vor den jungen, hoffnungsvollen Sproß der Frau Baumeister Mangel.

„Wollen Sie jetzt augenblicklich dieses Zimmer verlassen?“ fragte der Doktor in verhaltenem Zorn, „oder soll ich Ihnen den Weg weisen?“ Er ließ die Reitpeitsche durch die Luft sausen, dah Herr Mangel zurückfuhr.

„Ich werde mich bei Herrn Falkenstein beschweren“, leuchtete er. „Thun Sie, was Sie nicht lassen können“, entgegnete Doktor Winkelmann kalt. „Nur muß ich bitten, augenblicklich dieses Zimmer zu verlassen.“

Eine drohende Bewegung begleitete diese Worte. Herr Mangel fürchtete mit den Fäusten, dann wandte er sich langsam zum Gehen.

„Herr Doktor wollen schon gehen?“ fragte der Diener. „Ich begleite nur das Fräulein zur Droschke.“

Nach kurzer Zeit standen der Doktor und Anna auf der Straße. Ein nachhaltender Wind piff ihnen entgegen. Erschauend hüllte sich Anna in den Mantel.

„Sie sind angegriffen, Anna“, sagte der Doktor in mitleidigem Tone. „Sie frieren — doch da ist ja eine Droschke.“

Er rief eine geschlossene Droschke, ein kleines Coupée herbei. Anna ließ es gefahren, dah er sie hinein hob. Sie fühlte sich so matt, so hilflos, dah sie alles mit sich gefahren ließ, dah sie sich ihrem Reiter ganz anvertraute.

Als sie in dem Wagen saß, hielt er den Schlag noch einen Augenblick offen. Sie reichte ihm noch einmal die Hand zum Abschied; er schlug den Wagen zu und nannte dem Kutscher Anna's Adresse. Dann raste der Wagen davon und Doktor Winkelmann kehrte zu der Gesellschaft zurück.

19. Kapitel.

Mar Mangel hatte sich nicht am Spiel betheiligigt. Finster starrte er vor sich nieder, die Demüthigung durch den Doktor Winkelmann hatte ihn tief getränkt. Er überlegte, wie er sich an dem Doktor und an Anna rächen konnte. Der Doktor war ein gefährlicher, rücksichtsloser Gegner.

Auf ein Duell würde er sich nicht einlassen, auch besah Mar keine große Lust, in einem Duell seine Haut zu Markte zu tragen. Den Doktor ließ er mithin vorläufig aus seiner Berechnung, beschäftigte sich mit Anna allein. An ihr wollte er eine empfindliche Rache nehmen.

Die Mittheilung an Grete, dah Anna mit Winkelmann fortgegangen sei, war der erste Raubact. Mar wußte ganz genau, dah morgen schon Anna's guter Ruf in allen Theaterkreisen dahin war; er wußte auch, dah niemand es Anna gönnte, die Freundschaft des einflussreichen Dichters gewonnen zu haben, und dah Anna den Intriguen ihrer Kolleginnen gegenüber einen sehr schweren Stand haben würde.

Der Gedanke, gegen Anna eine solche Hehe ins Werk zu setzen, machte ihm viel Spaß und zerstreute seine ärgerliche Stimmung. Er machte sich auch so gleich ans Werk und fäde die giftige Saat der Verleumdung aus, und dah dieselbe auf fruchtbaren Boden fiel, bewiesien die spöttischen Witze der Gesellschaft. Aber lange litt es Mar Mangel doch nicht mehr in dem Hause des Herrn Sigmund Falkenstein, denn der Gedanke an die ersehene Demüthigung bildete doch eine so unangenehme Erinnerung, und als er plauderte, Anna genügend verdächtigt zu haben, entfernte er sich aus der Gesellschaft, ohne Abschied zu nehmen.

Langsam wanderte er der Wilhelmsstraße zu und den neuesten Cassenhauer vor sich hinpeifend, kam er vor seinem Hause an.

Die Hausthür lag in einer tiefen Nische, die von zwei mächtigen Säulen getragen wurde. Bis Mitternacht brante in dieser Nische eine Laterne. Jetzt, um 1 Uhr Nachts, war die Laterne erloschen und tiefe Finsterniß herrschte in der Nische.

„Das ist wunderbar. Noch heute war ich bei Gerhards. Sie sagten mir, dah heute nach dem Theater bei Herrn Falkenstein großes Fest sei, zu dem Anna auch hinginge. Wie ich von einem Diener Falkensteins erfahrene, wollte auch Mangel erscheinen — na, und solche Festlichkeiten gehen doch vor Morgengrauen nicht zu Ende.“

„Mag alles sein, aber der junge Mangel ist soeben heimgekommen.“ „Wollen wir denn das Unternehmen verschließen?“

„Den Teufel wollen wir! Es geht nicht — David erwartet uns im „Sechfertopp“, er hat uns Pässe und Fahrtscheine besorgt, morgen Abend müssen wir in Hamburg sein, übermorgen früh geht das Schiff.“

„Vielleicht schläft das junge Herrchen fest — sie werden wohl ordentlich getrunken haben.“ „Und wenn er nicht schläft — dann geh' ich ihm eins auf den Kopf.“

„Bartels — kein Blut.“ „Halt's Maul — und nun komm. Schließen Deine Schlüssel auch gut?“ „Verlaß Dich drauf.“

„Vorsichtig sich umschauend schlichen die beiden Verbrecher an den Häusern entlang. Jetzt verschwanden sie in der dunklen Nische des Mangel'schen Hauses. Leise tharnte die Thür beim Öffnen, um geräuschlos zurückzufallen.“

Langsam und vorsichtig tappten die beiden Männer weiter. Die Schlüssel Hinrichs öffneten alle Thüren! Jetzt fanden sie auf dem Korridor, auf dem ein kleines Gosstümmchen brannte und schwaches Dämmerlicht verbreitete.

„Wo ist das Zimmer der Alten?“ „Dort.“ Hinrichs öffnete die Thür zu dem früheren Arbeitszimmer des Herrn Baumeisters und holte eine kleine Blendlaterne hervor, die er anzündete und mit der er vorsichtig im Zimmer umherleuchtete.

„Dort steht der Geldschrank —“ „Kannst Du ihn öffnen?“ „Die Schlüssel liegen vor dem Bett der Alten.“

„Wo schläft sie?“ „Hier nebenan.“ „So hole die Schlüssel.“ Geräuschlos wie eine Raube schlich sich Hinrichs an die Thür des Nebengemaches, die nur angelehnt war. Eine kleine Weile horchte er; tiefe, regelmäßige Athemzüge erklangen in dem durch eine rothe Ampel matt erhellenen Schlafzimmer.

„Zusammen und blieb besinnungslos liegen.“ Der lange Bartels trat in das Zimmer zurück, wo Hinrichs noch immer auf der Lauer stand.

„Hast Du die Schlüssel?“ „Ja.“ „Rasch — gieß her!“ „Was hast Du mit dem Burschen angefangen, Bartels?“

„Er hört uns nicht mehr — gieß die Schlüssel her.“ Nach wenigen Augenblicken drehte sich die schwere Thür des Geldschrankes in ihren Angeln. Der Schrank war alt, er besah noch nicht die raffinierte Einrichtung der allerneuesten Geldschrankschlösser, sonst würde er nicht so leicht zu öffnen gewesen sein.

„Aber Hinrichs hatte eine Zeit lang als Schlosser in einer Geldschrankfabrik gearbeitet, er kannte den Mechanismus.“ Mit gierigen Händen wühlte Bartels in den Papieren. „Da — ein Paß Hundertmarkscheine — die können wir gut brauchen!“

„Das Geld verpackend in seiner Brusttasche. „Und hier einige Rollen Gold — Zwanzigmarksstücke — und hier die Brillanten und Schmuckstücke — die Obligationen nehmen wir nicht mit — sie könnten uns verrathen.“

„Aber da die Zinsscheine und das andere Kleingeld.“ In wenigen Minuten war der Geldschrank seines reichen Inhalts beraubt.

Horchend standen die beiden Verbrecher still. Aus dem Nebenzimmer erklangen noch immer die schnarchenden Töne der Frau Baumeister. Sonst herrschte die Todtenstille. „Und nun fort.“

„Auf dem Korridor lag die regungslose Gestalt des jungen Mangel's. Aus einer Kopfwunde siderte dieses, rothe Blut.“ „Du hast ihn todgeschlagen, Bartels?“

„Ich glaube nicht! Aber wenn er mich gesehen und erkannt hätte?“ „Woher soll er Dich kennen?“ „Man kann nicht wissen und besser ist besser.“

„Nein, Bartels, laß ihn liegen. Er hat genug.“ „Meinetwegen.“

„Hilfe — Räuber — Mörder!“ stöhnte der Verwundete. „Helft mir — sie haben mich ermorden wollen — vielleicht sind die noch da — helft mir — helft mir —!“

Er klammerte sich in namenloser Angst an den Diener, der ihn emporrichtete, während das Hausmädchen zum Fenster lief, es öffnete und gellend um Hilfe rief.

Nach einiger Zeit waren der Portier, die Köchin und einige andere Hausbewohner um den Verwundeten versammelt, der erschöpft auf einen Divan ruhte.

„Was ist geschehen, Herr Mangel?“ „Man hat uns beraubt — man hat meine Mutter ermordet — mich niedergeschlagen — eilt zur Polizei — schnell — schnell —“

Das Hausmädchen war in die Schlafstube der Frau Baumeister gelaufen. Die brave Frau hatte von all' dem Lärm nichts gehört; sie schloß den Schlaf der Gerechten und mußte mit Gewalt wachergerichtet werden.

Mit klüden Augen sah sie das Mädchen an, das ihr in wirren Worten die Vorfälle der Nacht erzählte. Blötzlich schien sie zu fassen, um was es sich handelte, sprang so rasch es ihre Wohlbeleibtheit gestattete, aus dem Bett, warf einen weiten Morgenrod über und eilte in das frühere Arbeitszimmer ihres verstorbenen Gatten, begleitet von dem Hausmädchen, welches die Lampe trug.

Mit einem lauten Schrei stürzte Frau Mangel auf den Geldschrank zu, dessen Thür weit offen stand und vor dem auf dem Fußboden die Papiere und einige Werthgegenstände zerstreut umherlagen.

„O, diese Schändlichkeit!“ leuchtete sie. „Alles haben sie gestohlen!“ „Ihr Geld, ihre Werthgegenstände liegen mehr am Herzen zu liegen, als ihr Sohn; denn sie trante hastig in dem durchwühlten Schrank umher, ohne sich nach dem verwundeten Sohne zu erkundigen.“

„Ich würde alles so liegen lassen, wie es liegt, gnädige Frau“, sagte das Dienstmädchen, „bis die Polizei hier gewesen ist. Sie sieht es nicht gern, wenn bei solchen Verbrechen die Spuren beseitigt werden.“

„Du hast recht“, entgegnete Frau Mangel. „Wo ist mein Sohn?“ „Er liegt auf dem Divan im Schlafzimmer.“

20. Kapitel.

Mar Mangel mochte wohl eine Stunde in tiefer Betäubung dagelegen haben, als er durch den heftigen Schmerz seiner Kopfwunde erweckt wurde. Neugierig versuchte er, sich empor zu richten und sich klar zu machen, was mit ihm geschehen war.

Tiefe Finsterniß umhüllte ihn, Todtenstille herrschte. Und plötzlich überfiel ihn wieder die rasende Furcht, die Fingerecher könnten zurückkehren und ihn vollends tödten. Möglichst geräuschlos kroch er auf Händen und Füßen den Korridor zurück, nur auf seine eigene Rettung bedacht, ohne an das Schicksal seiner Mutter zu denken, welche neben dem Zimmer schlief, in das die Verbrecher eingedrungen und vor dessen Thür sie ihn niedergeschlagen hatten.

Er erreichte das Hinterzimmer, welches an den Korridor stieß und das er durchschreiten mußte, um in seine Zimmer zu kommen.

Als er die Thür hinter sich hatte, verschloß er diese hastig und stürzte dann zu der elektrischen Klingel, welche in die Stuben der Diensthofen und in die Portierwohnung führte.

Laut schrillend gellte die Klingel minutenlang durch die Stille der Nacht. Mar hörte, wie es in den Diensthofen lebendig ward, wie eilige Schritte den langen Korridor des Hintergebäudes entlang eiften, welcher die Diensthofen mit der vorderen Wohnung verband. Er wollte den Herbeienden erfragen, was los war, von Blutverlust erschöpft, zu Boden, gerade, als der Diener und das Hausmädchen mit Lichtern in den Händen das große Schlafzimmer betraten.

(Fortsetzung folgt.)

Nach Zeugnisaussagen vor den Großgeschworenen in Chicago hat der Fleischhacker zwei Millionen Dollars ausgegeben, um den New Yorker Markt zu kontrollieren; er hat die Summe offenbar mit Zinsen und Zinseszinsen wiederbekommen.

Wenn einer viele Freunde hat, so ist das ein sicheres Zeichen, dah es ihm gut geht.

Was ein anderer errungen hat, schreiben wir meistens dem Glück zu, was wir selbst erringen, dem eigenen Verdienst.



Gattin (eines Theaterlings), als sie ihn vor dem Spiegel überredet: „Ja, wie schaust du aus, du hast die ja den ganzen Kopf und das Gesicht mit Waber weich gemacht.“ Theaterling: „Ich woll' nur schauen, wie ich mich mal als Wipstübe aussehmen werde!“